

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 55 (1975-1976)  
**Heft:** 7

**Buchbesprechung:** Das Buch

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 23.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Das Buch

## DER LEBENSGESCHICHTE DES ZAUBERERS ERSTER TEIL

### *Peter de Mendelssohns Biographie von Thomas Mann*

Vielleicht ist es dem Biographen ähnlich ergangen wie seinem Helden mehr als einmal, dass nämlich ein Stoff, aus dem er eine Novelle zu machen gedachte, zum Roman oder gar zum mehrbändigen Zyklus gedieh. Die über tausend Seiten des ersten Bandes «*Der Zauberer – Das Leben des deutschen Schriftstellers Thomas Mann*<sup>1</sup>» führen den geduldigen Leser gerade bis zum Jahr 1918. Ein zweiter Teil wird folgen, und wenn man bedenkt, was alles in ihm unterzubringen sein wird, so ist nicht auszuschliessen, dass noch ein dritter Band zu gewärtigen sein könnte.

Das Unternehmen ist mit Bewunderung begrüsst – aber auch bemäkelt worden. Die umständliche, episch-breite Vortragsweise des Biographen, die dem altertümlichen Titel – ein Anklang an den Titel des «Dr. Faustus» – entspricht, ist möglich vor dem Hintergrund einer stupenden Detailkenntnis und aus dem Bewusstsein intimer Vertrautheit mit dem Leben und Schaffen des Schriftstellers Thomas Mann. Wahrscheinlich hätte kein anderer Autor über annähernd so gründliche Kenntnisse verfügt. Nur fragt sich natürlich, ob alle diese Einzelheiten auch immer mitteilenswert seien. Gerade aus der Fülle des Wissens heraus müsste es möglich sein, die Darstellung zu straffen, Wesentliches zu sichern und hervorzuheben, Nebensächliches zu streifen oder wegzulassen. Ich frage mich allen Ernstes, ob dieser Wunsch wirklich nur ökonomisch zu begründen wäre. Das Lebensbuch des grossen Roman-

ciers und Essayisten, den seine Familie den Zauberer zu nennen pflegte, hat hier den feierlich-getragenen Gang einer grossen Vita. Sie wird vom Schilderer, wie sich der Biograph selber mehrmals nennt, nicht aus der Distanz, sondern in hautnaher Traulichkeit entwickelt. Da werden die Vorfahren beschworen, und zwar in einem Ton, der nicht vorwiegend sachliche Mitteilung und reiflich erwogenes Urteil, sondern Feier und Ehrung anstrebt. Es raunt aus der Vergangenheit, als ob es darum ginge, den Geist der Erzählung selbst zum Reden zu bringen.

Der Zeit, in der wir leben, ist dieses Buch schon von seiner Sprache her nicht eben gemäss. Man spürt wohl, es ist die aufrechte, durch Einsicht und Empfinden abgedeckte Sprechweise eines ergrauten Bewunderers. Aber da – wie gerade das zu Ende gehende Jubiläumsjahr deutlich gemacht hat – Werk und Persönlichkeit Thomas Manns nicht unumstritten sind, da Schriftsteller und Intellektuelle einer mittleren und jüngeren Generation damit ihre Schwierigkeiten haben, ist de Mendelssohns Eckermann-Buch, wie es ein Kritiker zutreffend genannt hat, gerade das nicht, was zu diesem Zeitpunkt wünschbar und nötig gewesen wäre.

Vor allem drängt sich der Zweifel darum auf, weil diese Biographie der kritischen Auseinandersetzung mit ihrem Gegenstand tunlich ausweicht. Hier kommt, durch das getreue Vermittleramt des Freundes, Thomas Mann noch einmal selber zum Wort.

Der Biograph und Schilderer zitiert ausführlich, bleibt jedoch die Nachweise der Zitate einstweilen schuldig. Mich hat besonders verärgert, dass literarische Fehden, Zusammenstöße mit der Kritik, Brieffreundschaften und Redaktionskontakte, zum Beispiel zu Harden und seiner «Zukunft», stets aus der Sicht des gefeierten Schriftstellers gesehen werden. Wer ihn seinerzeit kritisiert hat, ist im Unrecht; wer «Fiorenza» nicht aufs Theater bringen wollte, ist im Unrecht. Die Auseinandersetzung um Samuel Lublinskis «Bilanz der Moderne», ein für die neuere Literaturgeschichte hochinteressantes Faktum, wird ganz nur im Hinblick darauf referiert, inwiefern sie Thomas Mann genützt oder geschadet und inwiefern sie ihn am ruhigen Fortschreiten in seiner schriftstellerischen Arbeit gestört hat. Als Störenfriede erscheinen selbstverständlich die Zeitgenossen, die nicht huldigten, wie es sich nach der Meinung des Biographen ziemt, sondern kritische Fragen stellten. Man lese, was de Mendelssohn über Theodor Lessing sagt: es ist kein abgewogenes Urteil. Es ist im Gegenteil dem Zorn und der Verachtung nachgesprochen, die Thomas Mann dem kulturphilosophischen Aussenseiter gegenüber empfand. Was eigentlich kann es für einen Sinn haben, dass wir ausführlich mit den Freundlichkeiten vertraut gemacht werden, mit denen der Berühmte seine Lobredner bedachte, weit ausführlicher noch mit den bissigen Kommentaren, die er seinen Kritikern entgegenhielt? Dass Autoren in der Regel Egoisten sind, eifersüchtig auf Anerkennung ihrer Leistung bedacht, braucht nicht besonders erwähnt zu werden; aber dass Thomas Mann diese Eigenschaft ausgeprägter als mancher andere aufweist, ge-

hört am Ende zur Charakterisierung seiner Person. Nur müsste sich der Biograph davor hüten, Urteile wie «Kerrs Niedertracht» oder – mit Bezug auf Theodor Lessing – «der niederträchtige Narr» und «erbärmliche Tropf» getreulich zu übernehmen. Gerade in der Auseinandersetzung mit Gegnern, selbst wenn sie nicht immer Niveau hat, wird der Geist der Zeit sichtbar und klärt sich die Rolle, die der Schriftsteller Thomas Mann im geistigen und kulturpolitischen Rahmen seiner Epoche spielt. Hier müsste der Biograph auf Distanz gehen, den Streit darstellen und dann kritisch beurteilen. De Mendelssohn jedoch lässt sich ins Schlepptau nehmen, überschreibt das entsprechende Kapitel wie Thomas Mann seine Polemik im «Literarischen Echo» mit dem abschätzigen Titel «Der Doktor Lessing», und wenn er dann all die diffamierenden Wendungen zitiert, die darin vorkommen, nennt er seinen Meister gar einen unerreichten Wortkünstler, wo ich eher finde, hier verliere Thomas Mann seine Selbstbeherrschung.

Die Einwände könnten insofern natürlich als ungerecht abgetan werden, als man bekanntlich von einem Autor schwerlich ein Buch verlangen kann, das er gar nicht schreiben wollte. Er hatte nicht Revision und kritische Aneignung – meiner Meinung nach die Aufgabe einer Thomas-Mann-Biographie im gegenwärtigen Zeitpunkt –, sondern «Spurensicherung im Weihrauch» im Sinn, wie Walter Jens seine Rezension maliziös betitelt hat. Es ist eben diese Absicht, die nicht nur mir Schwierigkeiten macht. Die ganze Fülle seines Detailwissens macht den Mangel an kritischer Distanz des Biographen nicht wett.

Bewundern wird man den Verfasser

dieses Buches dennoch um seiner nicht erlahmenden Ausdauer willen. Wer Zeit und Musse hat, wird grosse Partien der Biographie de Mendelssohns mit Gewinn und mit Vergnügen lesen, vorausgesetzt, dass man sich mit dem unglücklichen Ton abfindet, der unglücklicherweise dem Ton Thomas Manns angeglichen ist. «Dies vor allem will der Erzähler im Sinn behalten, wenn er über ein Kurzes den Faden wieder aufnimmt.» So schliesst der erste Teil. Und er beginnt romanhaft mit dem kleinen Mädchen Julia da Silva Bruhns, das später Thomas Manns Mutter wurde. Dann heisst es: «So könnte die Erzählung beginnen; aber sie müsste nicht. Noch steht der Erzähler ja auf der Schwelle und darf überlegen, ob dies der rechte Eingang ins Haus seiner Geschichte sei.» Die tausendeinhundertachtzig Seiten dazwischen, die sich schliesslich auf Dokumente wie auf neuere Forschungen stützen, wollen den Eindruck erwecken, an dieser Geschichte sei nichts umstritten oder problematisch. Die Zitate, die eingebaut sind, werden nicht unterschieden nach solchen, die bereits bekannt und gedruckt, und solchen, die hier zum erstenmal mitgeteilt werden. Im Grunde ist es die unglückliche Form, die alle anderen fatalen Konsequenzen nach sich zog, nämlich die kritiklose Übernahme der Ansichten und Urteile des Beschriebenen, das Schwinden der Übersicht und schliesslich selbst ein Verschwimmen der Konturen einer der bedeutendsten Erscheinungen der deutschen Literatur im zwanzigsten Jahrhundert.

Wer heute über Thomas Mann schreibt, insbesondere aber, wer das repräsentative Buch über ihn schreiben will, der müsste es auch im Hinblick auf die Frage tun, was in dieser unserer

Gegenwart von dem wirkt und lebt, was Thomas Mann war und was er geschaffen hat. Nicht sein Rang auf dem Parnass, sondern die Spuren im Gewühl, das uns umgibt, sind hier gefragt. Man kann ja beobachten, dass die Zeiten und die Generationen ihre Favoriten haben, neben den herausragenden Zeitgenossen immer auch Erscheinungen und Personen, die als Vorläufer verstanden werden. Es gab und gibt bekanntlich eben erst eine Hesse-Renaissance, es gibt den Rückgriff auf berühmte und auf unbekannte Schriftsteller vergangener Epochen, die ein neues Geschlecht spontan als Bundesgenossen anerkennt. Soviel ich sehe, gehört Thomas Mann im Augenblick – und selbst nach allen Feiern und Veranstaltungen zu seinen Ehren – nicht zu diesen Erscheinungen. Das kann sich rasch ändern, und man könnte Gründe genug nennen, warum ein Wandel dieser Art gerade heute entschieden zu wünschen wäre –, aber die Zeichen stehen eigentlich nicht danach. Vielleicht sind es, allgemein gesehen, wohl eher die Aussenseiter, die Steppenwölfe im gesellschaftlichen und literarischen Revier, nicht die Edelhirsche, vor allem nicht die Repräsentanten, die jetzt eine Chance haben. Und wenn denn allenfalls eine Vorstellung von Thomas Mann heute noch geläufig ist, dann wahrscheinlich die, dass er ein Repräsentant sei. Wer ihn noch persönlich erlebt hat oder wer sein Auftreten und die Art und Weise, sich in Szene zu setzen, aus Dokumentarfilmen und Photographien rekonstruiert, wer seinem auf Schallplatten aufgezeichneten perfekten und magistralen Vortrag eigener Texte folgt, wird Züge der auf ein Grösseres und Umfassendes deutenden Selbstdarstellung weder übersehen noch



überhören können. Früher Ruhm und stetig wachsendes Ansehen trafen auf eine Anlage, die dem bürgerlichen Bedürfnis nach Feierstunden nicht ungern entgegenkam.

Die Biographie, deren erster, gewichtiger Teil jetzt vorliegt, ist ein Anachronismus. Wer – wie der Rezensent – nicht der Meinung ist, Thomas Manns Werk sei es auch, wird das bedauern. Manns Werkbesessenheit, von der Mendelssohns Erzählung manches eindrucksvolle Beispiel vorführt, steht zwar im klaren Gegensatz zu den Auflösungstendenzen, die den Kunstwerk-Begriff erfasst haben. Aber es gibt Indizien dafür, dass gerade die artistische Perfektion seiner Prosa als Irritation empfunden wird. Heutige Wortführer

der Kritik an Thomas Mann vermissen soziales Engagement und bekämpfen den Intellektualismus seiner Bücher. Aber wo führt das hin? Gab es nicht schon einmal eine Zeit, die dem «Volkstümlichen» mehr vertraute als skeptischer Ratio? Peter de Mendelssohn erzählt das Leben des Schriftstellers Thomas Mann ganz so, als ob alle diese Fragen nicht bestünden. Wenn er «über ein Kurzes den Faden wieder aufnimmt», sollte er sie in seine Darstellung einbeziehen.

Anton Krättli

<sup>1</sup>Peter de Mendelssohn, *Der Zauberer. Das Leben des deutschen Schriftstellers Thomas Mann, erster Teil 1875–1918*, S. Fischer-Verlag, Frankfurt am Main 1975.

## MENSCH UND LANDSCHAFT

### *Emil Egli gesammelte Studien*

Unter dem Titel *Mensch und Landschaft* haben Karl Gotthilf Kachler, Martin Meyer und Georg Thürer kulturgeographische Aufsätze und Reden von Emil Egli zu dessen 70. Geburtstag am 24. Juli 1975 gesammelt und herausgegeben<sup>1</sup>. Der vorliegende stattliche Sammelband enthält Arbeiten des verdienten Kulturgeographen, die meist schwer auffindbar waren und nun in gediegener Form griffbereit vorliegen. Die reiche Auswahl aus dem Schaffen Emil Egli wurde durch die Herausgeber sinnvoll gegliedert und fünf Themenkreisen zugeordnet.

In wie vielen Möglichkeiten lässt sich das Thema Mensch und Landschaft durchspielen! In der Naturlandschaft, noch ganz sich selber über-

lassen, ist der Mensch ein nur unbedeutendes Glied des ganzen Raumgefüges. In der Kulturlandschaft dagegen besteht ein partnerschaftliches Verhältnis zwischen dem Lebensraum und dem ihn bewusst und verantwortungsbewusst gestaltenden Menschen. Wenn jedoch der Mensch seine Machtmittel missbraucht, entsteht ein verhängnisvolles Spannungsverhältnis, eine Umgestaltung der Schöpfung in eine heil-lose Zivilisationslandschaft, in der der Mensch nach kurzer Hybris auch zugrunde geht.

In der ersten Reihe von Arbeiten nimmt Emil Egli *die Schweiz zum Anlass*, landeskundliche Zusammenhänge an Beispielen darzustellen. Klar und anschaulich werden die Elemente der

Landschaft ausgebreitet und zu einem ganzen Bild gefügt; immer schwingen aber auch die grossen Zusammenhänge mit.

Wie eine Grundfolie wird eingangs die morphologische Struktur unseres Landes entworfen, auf der sich klimatische Eigenheiten nachzeichnen lassen. Eindrücklich ist die Vielfalt auf kleinstem Raum, das variantenreiche Zusammenspiel von Topographie, Witterung, Vegetation, wirtschaftlichen Möglichkeiten und menschlicher Ausprägung in Lebensweise und Brauchtum.

In zwingender Logik entsteht so das Bild des mitteleuropäischen Kleinstaates mit der besonderen Quintessenz: dass diese Vielfalt nicht zu einer Abkapselung, sondern zu einer Welt-offenheit und zum Verständnis der grossen Welt geführt hat. Auf dem geologischen Grundraster – wie Stufenmündungen und Kleinkammerung – erwächst der Grundbau unserer bis heute bewährten Staatsstruktur in der Entwicklung der so verschiedenartigen Zellen des gesamten Gewebes, der noch weitgehend autonomen Gemeinden.

Den entscheidenden Einfluss der Landschaft auf den Menschen und seine gesellschaftlichen Strukturen zeigt Emil Egli im Aufsatz «Die Daseinsbeziehungen zwischen Mensch und Landschaft als Grundlage der Rechtsordnung am Beispiel der Schweiz betrachtet» auf.

Das Besondere unserer schweizerischen Lebensgemeinschaft besteht in der Anpassung der Lebensordnung an den Gemeindebegriff. Unsere ursprüngliche Gemeinde war zunächst ein wirtschaftliches Phänomen, das durch Rodung, durch die Einrichtung im kar- gen Lebensraum, entstand. So lässt sich in auffallend vielen Fällen auf unserer Landkarte eine Identität von na-

türlichen Einheiten und dem Gemein- netz feststellen. Dies wird um so deut- licher, wenn wir dagegen nach Zusam- menhängen zwischen den künstlich ge- schaffenen Bezirksgrenzen und natür- lichen Einheiten suchen. So sind es die schweizerischen Gemeinden, die im Re- lief verankert sind, und kaum ein we- sentliches Landschaftselement hätte un- sere Gemeindestruktur nicht beeinflusst. Geschichte und Geographie haben den Gemeinden ihren Persönlichkeitscha- rakter gegeben und verhindert, dass sie nur Verwaltungskreise wurden. Das ge- meinsame Schicksal im gemeinsamen Lebensraum erbrachte gemeinsamen Besitz, und daraus entstand neues, ge- meinsames Recht. In den zwölf Jahren seit der Niederschrift dieses Aufsatzes ist die Einsicht, dass sich ein Mehrauf- wand für föderalistische Gliederung ge- genüber rationeller Einheitsverwaltung lohnt, erfreulich im Wachsen begriffen. Die schweizerische Erfahrung hat ge- zeigt, dass ein persönlichkeitsnaher Staat und ein massvolles Gesetz vor allem aus kleinen politischen Einhei- ten erwachsen können. Am Beispiel des Wallis erleben wir, wie die menschliche Tätigkeit im Kampf um die Existenz – heute mit Hilfe der hochentwickelten Technik – in das Naturgefüge ein- greift, das Segen, aber auch Unheil be- deuten kann. Wie anders und in man- chem doch ähnlich war es vor Jahr- hunderten, als die frühen Bewohner die ungeheuer schwierige Aufgabe zu mei- stern hatten, die Herausforderung des Raumes so zu beantworten, dass eine herrliche Kulturlandschaft geschaffen wurde.

Zusammenspiel von landschaftlicher und geschichtlicher Perspektive, die Konfrontierung von einst und jetzt er- geben ein inhaltsträchtiges Bild des

topographisch weitgehend isolierten Wallis.

Die Zellenstruktur, die unsere Geschichte prägte, bildet aber auch den Boden der staatsbürgerlichen Erziehung, von der an den schweizerischen Mittelschulen erst spät Kenntnis genommen wurde. Mit Recht betont der Kulturgeograph denn auch, dass der staatskundliche Unterricht in die Gesamtgeschichte eingeflochten werden soll, damit er nicht zu einer «Datengeschichte» werde. Die Synthese, die geographisch-geschichtliche Zusammenschau, die wir bei Emil Egli immer wieder bewundern, ist eine unbedingte Voraussetzung zum Verständnis der Gegenwartsprobleme. Wie aktuell ist auch die 1963 erhobene Warnung davor, einfach mit dem Bisherigen zu brechen und sich vom Gegenwärtigen zu emanzipieren, denn Eigenarten werden immer erst durch zeitliche oder räumliche Distanz und Konfrontation bewusst.

Der *zweite* Themenkreis breitet exemplarische *Landschaftsbilder aus den verschiedensten Teilen der Welt* vor uns aus; in ihnen werden Glanz und Not der Landschaft eindrucklich. Immer wieder wird das landschaftliche Gefüge durch den Forscherblick Emil Eglis in seinen Zusammenhängen lebendig, sei es anlässlich der Besteigung des legendenumwobenen Ararat oder im Aufsatz über die Toscana, eine Landschaft in ihrer grossartigen Besonderheit, die aus den geologischen Fundamenten, den wirtschaftlichen Bedingungen und kulturellen Leistungen unerhört lebendig wird. Wie selbstverständlich werden die menschlichen Leistungen, wenn sich das ganze Wirkensgefüge von unten her derart aufbauen lässt! Kleinste Details liegen auch hier eingestreut und lassen die grossen Linien deutlich erscheinen. Das

faszinierende Bild dieser begnadeten italienischen Landschaft entwarf der Verfasser vor mehr als zwanzig Jahren, und wie modern sind seine Betrachtungen, die er als verantwortungsbewusster Kulturgeograph vorbringt: Die Toscana biete dem Reisenden – in einer technisch verwüsteten Welt – eine Insel schöpferischer und inspirierender landschaftlicher Komposition. Doch nicht nur der Glanz der Landschaft wird eindrucklich, auch das Kontrapunktische: Not und Zerstörung. Mit verhaltener Intensität erzählt Emil Egli das verhängnisvolle Geschehen, das zur holländischen Sturmflut von anfangs Februar 1953 geführt hat. Die Dichte der Darstellung erinnert uns unwillkürlich an ein ähnliches Vorkommnis, das in der Ballade «Die Brück' am Tay» seinen faszinierenden Niederschlag gefunden hat.

Nicht das distanzierte Betrachten der Landschaft befähigt den Lehrer, die Zuhörer in seinen Bann zu ziehen, sondern das Erleben, das Abenteuerliche, das so oft mit dem Forschen verbunden ist. Je mehr der Lehrer von seinem Gegenstand erfasst ist, desto klarer und eindrucklicher kann er den Stoff vermitteln.

In jedem Landschaftsbild, in das wir eingeführt werden, schwingt die Persönlichkeit des Forschers und Lehrers mit. Auch Grossräume wie das Amazonasgebiet und China lassen sich durch die synthetische Art der Betrachtung in ihren Grundzügen plastisch erfassen. So erleben wir in der Schilderung des südamerikanischen Stromes die ungeheuren Naturkräfte, den Glanz und das Elend der sich bereichernden Weissen, die einst wucherten wie die tropische Vegetation im ungeheuren Wald- und Regengebiet.

Je mehr unsere Umwelt in den Sog der raschen Wandlung und Verwandlung gerät, tut es not, sich auf die überzeitlichen Werte, auf die Konstanten in unserm Lebensraum zu besinnen. Sind Nivellierung und Internationalisierung nur von Gutem? Europa kann nicht gleichgeschaltet werden. Die uniformierende Internationalisierung, die man lange als Zukunftsideal unseres Kontinentes zu erhoffen glaubte, war nicht das Heil. Die Gleichschaltung zerbrach an der kraftvollen Individualität der europäischen Völker. Ähnlich wie im Wesen der Schweiz, ist auch für Europa sein eigenstes Wesen in der Landschaft des Kontinentes vorgezeichnet. Dieser hat trotz seiner Kleinheit in den vergangenen Jahrhunderten die Erde europäisiert, da ihm ein besonderer Strahlungsdruck eigen ist, und wir dürfen auch dazu stehen, dass unsere Kultur die einzige ist, die jemals weltumspannenden Charakter angenommen hat. Die weltweite Ausbreitung schlug ins Gegenteil um; die Europäisierung brachte eine «Verweltlichung» Europas. Gerade der Geographieunterricht ist dazu berufen, die Erkenntnis der landschaftlichen Basis unseres Lebens zu fördern und ein europäisches Gesamtbewusstsein zu wecken. Diese Europäisierung der Welt war nur möglich, weil der Europäer des letzten halben Jahrtausends zur Erforschung des Unbekannten aufbrach. Es ist eines seiner wesentlichen Merkmale, dass er ein reisender Mensch ist, der dauernd in Unruhe lebt. Der Ertrag dieser Mobilität ist der, dass die Terra incognita immer mehr zusammenschmolz und die ganze Erde enthüllt ist.

In ganz besonderem Masse ist in den vergangenen zehn Jahren der Stellenwert der Geographie im Fächerkanon

der höheren Schulen leidenschaftlich diskutiert worden. So finden wir auch aus der Feder von Emil Egli eine Reihe von Beiträgen zum Thema: *Geographie als Wissenschaft und Bildungswert*. Wegleitend sind die schon 1961 geäußerten Gedanken über Grundsätzliches. Es geht nicht um Stoffanhäufung, sondern um exemplarische «Modelle», an denen aus den Naturgrundlagen das Ethnographische erwächst. Wie schon C. G. Jung auf die Wechselwirkung von Erde und Seele hingewiesen hat, sieht Emil Egli in der Geographie den Brückenschlag von den naturwissenschaftlichen Grundlagen zum Menschlichen und damit auch zum Geschichtlichen. Am eindrücklichen Beispiel des Gotthardes wird aufgezeigt, wie geographische und geschichtliche Erforschung des Menschen zusammenzuwirken haben, um ein wahrheitsgetreues Resultat zu erreichen. – Das Unbehagen, das uns heute befällt, ist Ausdruck des Verlustes unserer Ganzheit, durch die Zerstörung des landschaftlichen Gefüges. Wir sind aufgerufen, das Verlorene wieder zurückzugewinnen. Hilfe dazu leistet uns eine Gesamtschau der Landschaft, wie sie Emil Egli sieht. So wird Geographie zu einem ganzheitlichen Weltbild, das uns aus der Zerrissenheit der Gegenwart befreit.

Jeder Flecken Erde, in den wir integriert sind, wird als Heimat empfunden, das heisst trotz der modernen Reiselust bleibt der Mensch seiner Heimat verbunden. Eine landschaftliche Tiefendimension haben wir doch nur am Orte unserer Verwurzelung. In jedem einzelnen Fall ist die landschaftliche Herausforderung an den Menschen und dessen Antwort wieder anders; dies führt zu unendlicher Mannig-



faltigkeit. So erhalten wir das kulturlandschaftliche Gepräge, dessen Vielfalt uns beglückt, die schon den Alten aufgefallen ist und als *genius loci* erkannt wurde.

Demgegenüber zeigt uns eine entmenslichte Industrielandschaft die geistige und soziale Entwurzelung. Auf diesem Hintergrund erhält die Landschaftskunde einen überaus hohen Bildungswert. Sie lehrt uns auch die Ehrfurcht vor dem Schöpferischen zurückzugewinnen. In der Kulturlandschaft sind die Prioritäten noch richtig gesetzt, bevor der luziferische Antrieb, die Welt in Unordnung zu bringen, von Erfolg gekrönt war.

Mit der skizzierten Aufgabe hat der Geograph ein unermesslich grosses Gebiet zu bewältigen und für sich zu integrieren. So drängt sich auch hier die Gefahr einer Spezialisierung auf, bei der der Primärauftrag der Geographie, die Gesamtschau, verlorengehen könnte. An einfachen, überschaubaren Beispielen soll der Lehrer die erdkundlich-menschlichen Ganzheiten als Ökotope mit dem Einfluss des Menschen aufzeigen. Was damit erstrebt wird, ist nicht eine unwirkliche «ideale Landschaft», wie sie uns die Kunst des 18. Jahrhunderts vorführt, sondern eine im modernen Sinne «ideale Kulturlandschaft». Damit ergibt sich das zentrale praktische Anliegen des Geographen, dem eine *vierte Gruppe* von Aufsätzen gewidmet ist: *Die Sorge um den Lebensraum*.

Die Raumfahrt ermöglicht es, unser Wohnhaus Erde gleichsam von aussen anzusehen. Damit wird uns auch die Endlichkeit des uns gegebenen Raumes bewusst, ein beklemmendes Bewusstsein, das zur Prägung des Begriffes «Raumschiffökonomie» geführt hat. Doch schon fast zwei Jahrzehnte zu-

vor hat Emil Egli warnend auf die inzwischen immer mehr um sich greifende Landschaftszerstörung hingewiesen, so anlässlich der Rheinau-Kundgebung vom 3. Dezember 1953. Wie «modern» sind die damals aufgezeigten Zusammenhänge! Die grössten Eingriffe in das natürliche Gleichgewicht der Landschaft erfolgten nach dem Zweiten Weltkrieg durch den Bau der hydraulischen Grosskraftwerke. Wenn wir an die heute doch stets wachsende Einsicht für den Schutz des Waldes, die Gesunderhaltung der Gewässer und an die Grenzen der Technik denken, vergleichen wir gerne das, was vor zwanzig Jahren postuliert wurde, mit dem vielerorts Erreichten, ein Resultat, das uns ermutigt, den von Emil Egli aufgezeigten Weg weiter zu gehen.

Die Sorge um den Lebensraum und vor allem die Sorge um den Menschen führte zum Postulat von Erholungslandschaften. Die zersiedelten Hänge, der unerträgliche Lärm in den Strassenschluchten der Grossstädte verlangen gebieterisch, Landschaften auszusondern, in denen das ökologische Gleichgewicht noch funktioniert.

Die in der Festgabe für den Jubilaren gesammelten Aufsätze zeigen eine erstaunliche Einheit, eine Folgerichtigkeit durch die Jahrzehnte. So ist uns eine Festschrift geschenkt, die uns das zentrale Anliegen des verdienten Kulturgeographen, kreisend um die beiden Begriffe Mensch und Landschaft, in mannigfaltigen Varianten nahebringt und uns gebieterisch aufruft, uns ebenso unserer Verantwortung gegenüber der Kulturlandschaft bewusst zu bleiben.

In der ganzheitlichen Betrachtung der Landschaft ist der Mensch ein integriertes Glied. Am Schluss, gewissermassen als Krönung und Abschluss,



steht im Mittelpunkt einiger *Kurzbiographien* der forschende Mensch. Die kurze Galerie beginnt mit dem Altmeister der Bergbaukunde, Georg Agricola; es folgt eine Würdigung des hervorragenden Kartographen Hans Conrad Gyger, dessen Werk uns heute noch unschätzbare Dienste leistet für die Geschichte der Kulturlandschaft. Die hier in diesem Abschnitt gesammelten Biographien ergeben Portraits von Männern, die demselben Auftrag frönten wie Emil Egli selber.

Wir danken den Herausgebern und dem Artemis-Verlag, dass sie durch diese Festgabe eine ausgezeichnete Auswahl der wissenschaftlichen Arbeiten des hervorragenden Lehrers, Forschers und Mahners Emil Egli einem breiten Leserkreis zugänglich gemacht haben.

Alfred Lüthi

<sup>1</sup>Emil Egli, Mensch und Landschaft, Artemis-Verlag, Zürich 1975.

## EXPERIMENTELLE LITERATUR UND KONKRETE POESIE

Seit der 1971 abgeschlossenen Bestandsaufnahme der beiden Hefte über konkrete Poesie in der Reihe *Text und Kritik* verschafft der vorliegende Band<sup>1</sup> erstmals einen literarhistorischen Überblick über eine Bewegung, die heute weitgehend zum Stillstand gekommen ist. Die besondere Schwierigkeit einer solchen Darstellung besteht darin, dass die Vertreter der experimentellen Literatur nicht nur mit Primärtexten, sondern einzeln und gruppenweise auch als Literaturtheoretiker hervorgetreten sind, selbstverständlich *pro domo* und meistens mit dem mehr oder weniger apodiktischen Anspruch, den fortschrittlichsten und – was bereits mit einem Fragezeichen zu versehen wäre – aus diesem Grunde richtigen, ja einzig richtigen literarischen Weg einzuschlagen. Theorie und Praxis sind um so mehr auf Absicht und Verwirklichung hin zu vergleichen, als die Vertreter der experimentellen Literatur der methodischen Herstellung von Texten unbedingten Vorrang vor einer organi-

schen Auffassung des Schreibens einräumen.

Hartung legt dar, dass Zola in seinem Manifest «Le roman expérimental» (1879) den Begriff «experimentell» erstmals systematisch auf Literatur angewandt hat, und zwar in Anlehnung an die Terminologie der Experimental-Medizin. Die Übertragung des Experimentbegriffs der klassischen Physik auf Literatur ist Hartung zufolge jedoch unmöglich, wenn nicht Modifikationen vorgenommen werden, die Grundvoraussetzungen literarischen Arbeitens einbeziehen. Als brauchbarere Basis erscheint die moderne Quantenphysik, da sie mit Wahrscheinlichkeits-Vorhersagen arbeitet, woraus der Schluss gezogen wird: «Es lassen sich Analogien zwischen physikalischen und künstlerischen <Experimenten> denken, in denen es vor allem auf den Begriff der *Wahrscheinlichkeit* ankommt und damit auf die Möglichkeit, bisher noch nicht wahrgenommene Strukturen oder Elemente in den Bereich der Erfahrung

einzu beziehen.» Die Rückschau auf die Tradition experimenteller Literatur in Deutschland, welche mit Arno Holz einsetzt, über den «Sturm», insbesondere Stramm, zu Arp und Schwitters führt und ausländische Einflüsse (Mallarmé, G. Stein) verwertet, wird in Anbetracht der Tatsache, dass sich das Experiment nicht auf Historie, sondern auf Methode beruft, knapp gehalten. Es ist sicher kein Zufall, dass die konkrete Poesie gegen Ende des Krieges und in der Schweiz hervortritt. Unter ähnlichen Konstellationen, in einer vergleichsweise heilen Realität, hatte schon Dada 1916 in Zürich der Sprache und dem von ihr getragenen Bewusstsein den Prozess gemacht, wobei sich auch damals die Delinquentin als so vital erwies, dass nur Selbstentlebung zu Gebote stand, wird doch hier wie da der Angriff auf die Sprache paradoxerweise durch Sprache inszeniert. Der Zusatz «konkret» wurde 1944 von Max Bill für eine Ausstellung in der Basler Kunsthalle verwendet; gemeint war, dass das «Konkrete» eines Bildes nicht das sei, was es an konkreter Realität abbildet, sondern was die Eigengesetzlichkeit des Bildes ausmacht, das Material: Punkt, Linie, Fläche, somit also das, was der unbefangene Betrachter als abstrakte Elemente bezeichnen würde. Der Schweizer Eugen Gomringer übertrug 1953, im Erscheinungsjahr seiner «Konstellationen», den Begriff in die Literatur. Das Konkrete der Sprache ist ihm zufolge die absolut gesetzte Vokabel. Hartung führt aus, dass konkrete Poesie und experimentelle Literatur insofern eine gemeinsame Basis haben, als Sprache in ihrer Materialität, nicht in ihrem semantischen Bezug im Vordergrund steht. Konkrete Poesie wäre somit eine Spielform der experi-

mentellen Literatur, indem sie in ihren Konstellationen, Textbildern und Artikulationen zu geschlossenen poetischen Gebilden alias Gedichten kommt, während der umfassendere Begriff «experimentelle Literatur» für jene Methoden und Tendenzen steht, die eine solche Geschlossenheit in Frage stellen, ohne zu einer neuen Gattung zu gelangen. Als Vertreter der ersteren werden neben Gomringer Claus Bremer (Tabellen und Variationen) und Franz Mon (Artikulationen) genannt; für die letztere Heissenbüttel (Textbücher), Franz Mon (Lesebuch, herzzero) und die Wiener Gruppe. Analysen ausgewählter Primärtexte belegen diese Unterteilung und werden mit zusammenfassenden Darstellungen komplexer methodischer Ansätze, etwa Max Benses informationstheoretischer Ästhetik oder Heissenbüttels antigrammatischer Poetik, konfrontiert. Zunehmend kritisch stellt Hartung dabei fest, dass die methodische Arbeit mit Sprachfertigteilen unter Ausschaltung des ichbezogenen Erfahrungsansatzes insofern misslingt, als Subjektivität lediglich verdrängt wird: «Jenes Ich gilt als ein Bündel von Redegewohnheiten, es verbirgt sich hinter der vorgeblichen Objektivität des Materialzitats.» Über Ursache und Konsequenz solcher Verdrängung wünschte man eine eingehendere Untersuchung. Beispielsweise anhand der Überlegung, dass Sprache als synthetisches Gebilde gar nicht existiert, weil jede sprachliche Artikulation zwangsläufig psychisch bedingt ist.

*Brigitte Weidmann*

<sup>1</sup> Harald Hartung, Experimentelle Literatur und konkrete Poesie, Verlag Vandenhoeck und Ruprecht, Göttingen 1975.

## DEUTSCHLAND UND DER KALTE KRIEG

In einer Zeit, in der viel die Rede ist von einem «Ende des kalten Krieges» und einer Politik der «Entspannung», die Anfang und Voraussetzung einer neuen europäischen «Friedensordnung» sein soll, ist es nicht nur intellektuell redlich und für eine Verständigung notwendig, sondern vor allem politisch von grundlegender Wichtigkeit, dass über die verwendeten Begriffe Klarheit herrscht. Gerade in demokratischen Staaten, in denen die Öffentlichkeit direkten Einfluss auf die Regierungen ausübt, hat dies eine gar nicht zu überschätzende Bedeutung: Es wäre nicht das erste Mal, dass die Friedenssehnsucht der Völker in den demokratischen Staaten – denn hier wird sie politisch wirksam – unter dem Klang verheissungsvoller Worte zur Missachtung aller gegnerischen Intentionen führt, ja sogar den Worten widersprechende Taten verdrängt oder zumindest zu einer alle geistigen und materiellen Unbequemlichkeiten vermeidenden Interpretation verleitet. Dies ist nicht der Ort, die Gründe hierfür zu analysieren: eine aus der Bequemlichkeit erwachsende Ermüdung, die Unfähigkeit, mit Widerspruch und unge lösten Problemen zu leben, eine fatale Mischung von Idealismus, Dogmatismus und Ungeduld, schliesslich auch Stimmungen und Moden. (Beispielsweise ist es frappierend, wie viele sonst durchaus scharfsinnige Beobachter der Mode aufgesessen sind, Entspannungspolitik habe frühestens in den sechziger Jahren, in Deutschland vielleicht sogar erst 1969 begonnen – als ob es die Deutschlandkonferenzen und die zahlreichen Bemühungen um eine Rüstungs-

beschränkung in Europa in den Jahren davor nie gegeben hätte.)

Wie wichtig ist hier doch das historische Bewusstsein! Denn trotz der Volksweisheit, dass die «Geschichte sich nicht wiederhole», tut sie es eben doch, nicht schablonenhaft in bezug auf historische Begebenheiten, sondern in bezug auf die Beständigkeit, mit der bestimmte Probleme menschlichen und politischen Zusammenlebens durch die Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurch immer wiederkehren. Historisches Verständnis bedeutet also nicht, Schablonen auf gegenwärtige Verhältnisse anzupassen zu versuchen; es bedeutet vielmehr eine Sensibilität, die es ermöglicht, Grundlegendes von Oberflächlichem zu unterscheiden, in dem Wirrwarr gegenwärtigen Geschehens bestimmende Züge zu erkennen, die die Verbindung zu Vergangenheit *und* Zukunft bilden. Gerade heute und nicht zuletzt im Bereich der Politikwissenschaft bedarf das eigentlich Selbstverständliche der Wiederholung: Nur dem kann sich die Gegenwart erschliessen, nur der sollte einen Blick in die Zukunft wagen, der die Vergangenheit zu verstehen versucht hat.

So ist es ein guter Ausgangspunkt, dass ein Historiker, der jetzt in Berlin lehrende *Ernst Nolte* (der schon immer eine Affinität für eine historische *und* politikwissenschaftliche Fragestellung hatte), den bislang bedeutendsten Versuch einer Interpretation des kalten Krieges und insbesondere der Rolle Deutschlands darin unternommen hat<sup>1</sup>. Eine kurze Rezension kann diesem monumentalen und brillanten Werk nicht gerecht werden. Es ist nicht nur sehr

umfangreich, sondern dicht, schwer, voller Details, Zusammenhänge, Gedanken zum Einzelnen und zum Ganzen, ein Buch, das man nicht in einem Zuge durchliest, sondern eines, das einen auf jeder Seite zum Nachdenken zwingt. Vielem möchte man zustimmen, manches entschieden bestreiten, über anderes weiterdiskutieren. Gerade deshalb sollte es Pflichtlektüre jedes politisch Interessierten sein.

Wenn auch auf Deutschland und den kalten Krieg konzentriert, verdichtet sich die Studie teilweise zu einer politischen Geistesgeschichte der letzten dreissig Jahre. Nicht nur werden in komparativer Weise andere Kernprobleme und Brennpunkte des kalten Krieges behandelt (Selbstbestimmung in der Dritten Welt, Korea, Vietnam, China, Nahost), sondern es wird ausdrücklich immer wieder auf geistige Hintergründe und Entwicklungen eingegangen, und gerade diese Kapitel (etwa zur «Partei der Bundesrepublik» in der DDR oder zur «Partei der DDR» in der Bundesrepublik, zur «Konversionspotenz» der Systeme, zur Renaissance der Linken im Westen) gehören zu den bedeutendsten, nicht zuletzt für jüngere Leser, die diese Zeit und damit die historischen Zusammenhänge nicht aus eigener Erfahrung kennen.

Nolte stellt die Teilung Deutschlands – deren Anerkennung er in den Ostverträgen seit 1970 sieht – in den historisch-universalen Rahmen des schon im neunzehnten Jahrhundert wiederholt prophezeiten Konflikts zwischen Russland und Amerika<sup>2</sup>. Hierin sieht er die essentielle Verbindung zwischen Deutschland und dem kalten Krieg: Das Zusammentreffen dieser beiden grossen, stark ideologisch geprägten

Mächte auf deutschem Boden, der «potentiell drittstärksten Macht der Welt», habe den kalten Krieg und die Teilung Deutschlands unvermeidlich gemacht. Dabei bezeichnet er den kalten Krieg als jene ideologisch geprägte Auseinandersetzung, deren Intensität und Universalität den Ausdruck «Krieg» rechtfertige, die Abwesenheit eines *direkten* militärischen Zusammenstosses hingegen durch das Adjektiv «kalt» zum Ausdruck komme.

In diesem Zusammenhang gewiss die aktuellste Frage – die deswegen hier als einzige von vielen aufgegriffen werden soll – ist, ob und in welchem Sinne nun tatsächlich von einem «Ende des kalten Krieges» gesprochen werden kann. Nolte betont die Notwendigkeit der Qualifikation; er meint jedoch, man könne von einem Ende im Sinne eines «juristischen Friedensschlusses» sprechen, der in den letzten Jahren durch das Netzwerk der Ost-West-Verträge erreicht worden sei: durch den Vertrag über die Nichtverbreitung von Kernwaffen von 1968, die verschiedenen Ostverträge der Bundesrepublik Deutschland, das Viermächte-Abkommen über Berlin und das erste SALT-Abkommen zwischen den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion von 1972. Die Teilung Deutschlands, eine der Ursachen des kalten Krieges, sei mit den Ostverträgen «der Sache nach» (597) anerkannt. Doch noch mehr: die Sowjetunion habe mit diesem Vertragssystem praktisch einen «doppelten Friedensvertrag» erhalten: einmal den Friedensvertrag nach dem Zweiten Weltkrieg, der ihr die Anerkennung ihres imperialen Herrschaftsbereiches bis zur Elbe einbrachte und zugleich den von ihr nicht beherrschten Teil Deutschlands tendenziell in eine permanent in-



feriore und diskriminierte Position bringt (durch den Nichtverbreitungsvertrag, der nach Nolte «von nahezu allen Staaten der Welt gegen einen einzigen Staat geschlossen wurde, nämlich gegen die Bundesrepublik Deutschland»; noch krasser könnte dies in Zukunft in einem MBFR-Abkommen geschehen), und dann, zweitens, den Friedensvertrag nach dem kalten Krieg (SALT I), der sie den Rang einer gleichwertigen Weltmacht gewinnen liess.

Die Entwicklung seit dem Erscheinen des Buches gibt Nolte recht; die Gipfelkonferenz zum Abschluss der KSZE war dieser These entsprechend förmlicher Abschluss und feierliche Bestätigung des Vorangegangenen<sup>3</sup>.

Ist dies nun aber «das Ende des kalten Krieges» im Sinne eines Endes des grundsätzlichen Konflikts zwischen den von den Vereinigten Staaten und der Sowjetunion repräsentierten Systemen – denn die Teilung Deutschlands war ja stets nur Teilursache des kalten Krieges und eigentlich Konsequenz des tieferen Konflikts – oder ist es nur das Ende einer Phase dieses Konflikts, die man als «kalten Krieg» bezeichnet hat, wie Alexander Solschenizyn immer wieder betont? Im Osten wird schliesslich ganz offen vom Andauern des ideologischen Konflikts gesprochen, der sich nun lediglich in einer anderen, «friedliche Koexistenz» genannten Phase befände.

Nolte spricht deshalb auch bewusst von einem «juristischen Frieden», denn «ein juristischer Friede ist noch kein wirklicher Friede, es sei denn, die Ursachen, Zielsetzungen, Mentalitäten und Denkfiguren des Krieges würden gleichzeitig beseitigt» (584). In dieser Hinsicht aber habe ein sehr «ungleichmässiger Abbau des kalten Krieges» zu Ungunsten des Westens stattgefunden –

was Nolte ohne jegliche Mühe an den offiziellen Äusserungen kommunistischer Führer nachweisen kann.

Auch die unverminderte, ja beschleunigte Aufrüstung der Warschauer-Pakt-Staaten trotz seit Jahren deutlich nachlassender Verteidigungsanstrengungen auf westlicher Seite ist ein eindrucksvolles Zeichen unveränderter Denkfiguren und Zielsetzungen auf sowjetischer Seite. Unter diesen Umständen ist die Frage, ob man denn dann überhaupt von einem «Ende des kalten Krieges» sprechen sollte, nur deshalb müssig, weil die meisten – ob sinnvoll oder nicht – es inzwischen tun. Somit hat Nolte der Wissenschaft, aber auch und vor allem der praktischen Politik durch seine differenzierte Betrachtungsweise einen grossen Dienst erwiesen: Eine Phase des historischen Zusammenpralls zwischen Russland und Amerika, die gekennzeichnet war von der Teilung Deutschlands, der Stabilisierung des osteuropäischen Imperiums und dem machtpolitischen Aufstieg der Sowjetunion geht fast genau dreissig Jahre nach ihrem Anfang zu Ende. Der tiefgreifende, universale ideologische Konflikt zwischen den freiheitlich-pluralistischen Demokratien und der russischen Diktatur aber besteht unvermindert fort.

Wenn, wie der Autor schreibt, dieses Buch auch eher zufällig im fünfundzwanzigsten Jahr seit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland (und der DDR) vorgelegt wurde, ist es doch eines der wichtigsten Werke, die zu diesem Zeitpunkt erschienen sind. Aber mehr noch: Dieses Buch sollte noch viele Jahre lang Ausgangspunkt einer Diskussion über das Schicksal Deutschlands und die Zukunft Europas sein.

*Dieter Mahncke*



<sup>1</sup>Ernst Nolte, Deutschland und der kalte Krieg, München/Zürich, R.-Piper-Verlag, 1974. – <sup>2</sup>Zur Zeit des ungarischen Aufstands gegen Österreich von 1848 etwa, der mit russischer Hilfe niedergeschlagen wurde und in den Vereinigten Staaten grosse Emotionen weckte (der ungarische Führer Lud-

wig Kossuth wurde zu einem triumphalen Besuch empfangen), sprach man von der Konfrontation zwischen amerikanischem Liberalismus und russischem Totalitarismus. – <sup>3</sup>In sowjetischen Zeitungen findet denn auch eine entsprechende Wertung der Konferenz als «Friedenskonferenz» statt.

## LEITBILDER FÜR STRENGERE ZEITEN

Wie die Menschheit *nicht* überleben kann – nämlich so, wenn wir weiter so wirtschaften, wie wir es uns angewöhnt haben – ist nach einer beispiellosen Flut von Veröffentlichungen hinlänglich klar geworden; die Gleichzeitigkeit von Wachstumskrise, Energieknappheit und apokalyptischen Zukunftsprognosen hat drastisch dafür gesorgt, dass das Thema vom Überleben von niemandem mehr ignoriert werden kann.

Natürlich hat es auch nicht an Vorschlägen, Rezepten oder Tricks gefehlt, die zu wissen vorgaben, was nun zu tun und was anders anzupacken sei. Viel Trost war in der Regel daraus nicht zu gewinnen: entweder waren es – oft faszinierende – Utopien, oder dann nur ganz punktuelle Reformvorschläge, oder schliesslich Methoden, die den Teufel mit dem Beelzebub austreiben wollten. Andere behelfen sich – angesichts einer offenbar unausweichlichen und absehbaren Katastrophe – mit Zynismus, Fatalismus oder mit einer klassischen Angstreaktion (etwa dem Rückzug ins nationale Refugium).

Unerklärlich ist das nicht: die Zukunft scheint, im Gegensatz zu einer gar nicht fernen Vergangenheit, nicht ein Mehr an Chancen und materiellem Fortschritt in sich zu bergen, sondern zeigt sich voller Ungewissheiten und Gefah-

ren. Ein Politiker – auf den zurückzukommen sein wird – hat das so formuliert: «Wo die Zukunft überwiegend als Bedrohung empfunden wird, als etwas Undurchsichtiges, Undurchschaubares, Gefährliches, dominiert die Angst.»

\*

Aus diesen Gründen greift man mit Spannung zu politischen Büchern, die, sich hier am «Hier und Heute» orientierend und von den Gegenwartsproblemen ausgehend, ein mindestens mittelfristiges Regierungs-(und damit Überlebens-)Programm zu entwerfen wagen. Fast gleichzeitig sind zwei Publikationen auf dem Markt erschienen, von zwei Deutschen verfasst, die bis vor kurzem in der Politik ihres Landes eine massgebliche Rolle gespielt haben. Es handelt sich zum einen um *Ralf Dahrendorf*<sup>1</sup>, Soziologe, in den sechziger Jahren einer der führenden Köpfe der deutschen liberalen Partei, der FDP, bis 1974 EG-Kommissar in Brüssel, heute Direktor der London School of Economics. Der andere Autor ist *Erhard Eppler*<sup>2</sup>, Sozialdemokrat, bis 1974 Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit (Entwicklungshilfe), seither Vorsitzender der baden-württembergischen SP und aus-

serdem Mitglied der Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland.

Man weiss, dass Dahrendorf wie Eppler innerhalb ihrer Parteien zu den eher Unbequemen gehören. Epplers Engagement für die Benachteiligten der Dritten Welt und anderswo haben ihm – gerade in der SPD – den Ruf eines «schwäbischen Pietisten» eingetragen, und Dahrendorf musste sich von seinen Kollegen einen «akademischen Stil» nachsagen lassen. Beide Männer haben sich auch, wohl nicht zufällig und nach einigen desillusionierenden Erfahrungen, aus der «grossen» Politik zurückgezogen.

Das ist nicht die einzige Gemeinsamkeit, die den Liberalen Dahrendorf und den Sozialdemokraten Eppler miteinander verbindet. Beide sehen für die unmittelbare und die fernere Zukunft das selbe politische Problem (dem eben auch ihre Bücher gewidmet sind): «... dass eines der grossen ungelösten Probleme der Gegenwart darin liegt, mittelfristiges Denken für kurzfristiges Handeln relevant zu machen» (Dahrendorf); «Bislang klafft zwischen Futurologie und Politik eine riesige Lücke» (Eppler).

Dabei bleibt es aber nicht: Man wendet sich nicht nur den selben Fragestellungen zu, sondern kommt auch zu fast denselben Schlüssen – etwa in der Warnung, ob dem «Durchwursteln» das Hauptziel, nämlich das Überleben der Menschheit in mindestens erträglicher Form, nicht zu vergessen, dann in Einzelfragen wie der Bildungsreform (beide plädieren für eine «recurrent education»), oder darin – und dies ist prinzipiell wichtig – *Werte* und nicht Institutionen und *Strukturen* in die Zukunft hinüberretten zu wollen.

\*

Erstaunlich sind solche Parallelitäten nur schon deshalb, weil beide Bücher gänzlich verschieden angelegt sind: Bei Dahrendorf ist es eine Folge von Radiovorlesungen an der BBC; Eppler dagegen hat ein politisches Manifest, in erster Linie vermutlich für die innerparteiliche Diskussion bestimmt, verfasst (viele darin kann sogar als verklausulierte Kritik an der jetzigen Bundesregierung aufgefasst werden). Aber davon abgesehen: wenn ein Liberaler und ein Sozialdemokrat die Zukunft erörtern, erwartet man – neben allen gemeinsamen Bekenntnissen zur Demokratie – doch das Zutagetreten wesentlicher Unterschiede. Man bereitet sich geradezu darauf vor, dass die klassischen Ausgangspunkte – einerseits die Freiheit des Individuums, andererseits die soziale Gerechtigkeit (wenn nicht gar Gleichheit) – doch recht verschiedene Beurteilungen der Lage und der künftig einzuschlagenden Wege bedingen müssten. Oder dann – die Alternative drängt sich auf – wäre Dahrendorf gar kein «richtiger» Liberaler und Eppler ebensowenig ein «richtiger» Sozialdemokrat?

Zünftige Vertreter beider «Schulen» werden hier sicher Schwierigkeiten haben. Beispiel eins: Zwar ist – der Titel sagt es deutlich – für Dahrendorf tatsächlich die «Freiheit» *das* zentrale Anliegen; aber das wird eben eine «neue Freiheit» sein müssen, die – unter anderem – ein Recht auf Bildung verwirklicht, in Befolgung des «soziale(n) Grundrecht(s) aller auf die Chancen, für die ihre Fähigkeiten und ihre Wünsche sie ausstatten». Ein liberales oder kein liberales Postulat?

Eppler hingegen äussert sich – Beispiel zwei – im Abschnitt über «Strukturpolitik» und hinsichtlich einer anzu-

strebenden Wirtschaftsform folgendermassen: «Für die meisten, die darüber nachgedacht haben, ist heute unstrittig, dass der Markt als Steuerungsinstrument für Investitionen nicht ersetzbar ist, also eine totale Angebotssteuerung durch die öffentliche Hand nicht funktionieren kann.» Ist das noch sozialdemokratisch gedacht?

Auch andere Kernsätze werden weder festgefahrenen Sozialisten noch Liberalen alter Schule angenehm in den Ohren klingen: «Wir können überleben und mehr Gerechtigkeit haben, und beides in Freiheit, aber unsere Gewohnheiten und Institutionen machen es uns schwierig, das zu tun, was wir tun könnten» (Dahrendorf); «Wo Freiheit als Chance zu freier und solidarischer Selbstverwirklichung verstanden wird, geraten wir schon in der Nähe der Gerechtigkeit» (Eppler). Und: «Die neue Freiheit bedeutet also, dass es Gleichheit gibt, damit Menschen verschieden sein können» (Dahrendorf); «Absolute Gleichheit gäbe es – glücklicherweise – auch dann nicht, wenn wir sie wollten. Aber es gibt die gleichwertige Chance humaner Verwirklichung. In ihr treffen sich Gerechtigkeit und Freiheit» (Eppler).

Selbstverständlich gibt es auch unterschiedliche Auffassungen. Aber es sind nicht gegensätzliche Ideologien, die sie verursachen, sondern Unterschiede in den zu setzenden Prioritäten. Vergrößernd gesagt: Dahrendorf will Freiheit und Gerechtigkeit, Eppler Gerechtigkeit und Freiheit. Und zweifellos glaubt Eppler eindeutig, die Bewältigung der Zukunft erfordere etwas «mehr Staat», wogegen Dahrendorf in erster Linie der «Wiedergewinnung öffentlicher Kontrolle und individueller Rechte gegenüber Bürokratien» Bedeutung zumisst.

Aber sozusagen im gleichen Atemzug wird relativiert: für den Liberalen ist ein Thema wie «Deprivatisierung des Profits» kein Tabu, und für den Sozialdemokraten zählt beispielsweise die «Reform des öffentlichen Dienstes» (im Sinne einer grösseren Effizienz und vermehrter Leistungskontrolle) durchaus zu den von der politischen Linken aufzugreifenden Problemen.

\*

Das alles macht deutlich, nach welchem immer noch landläufigen, aber vielleicht doch längst überholten Kriterien man die politischen Strömungen zu klassieren pflegt. Die entscheidenden Grenzen scheinen heute demgegenüber anderswo zu verlaufen. Dahrendorf und Eppler – auch hier wieder auffallend parallel – versuchen selber, diese neue Grenze zu umschreiben, der erstere eher in Andeutungen, der zweite deutlich und explizit: auf der einen Seite die «Strukturkonservativen» (Kennzeichnung: «Konservierung von Machtpositionen»), auf der andern die «Wertkonservativen» (Kennzeichnung: «Veränderungsbedürftiges rechtzeitig verändern»).

Die Neueinteilung – an die Stelle des Gegensatzes «Links»/«Rechts» tretend – scheint einiges für sich zu haben. Schon der Ausgangspunkt für die Epplersche Theorie ist einleuchtend: Die politische Einstellung des Einzelnen soll an der Antwort auf die Frage gemessen werden, was wir bewahren wollen, was in die Zukunft tradiert werden soll. (Die Frage stellt sich *nicht* für politische Randgruppen, wie Reaktionäre oder linke Utopisten.) Ist das wichtigste das Bewahren überkommener Strukturen? Will man «unter allen Umständen und ohne Abstriche das ökonomische System» kon-

servieren, «die Eigentumsordnung, auch wo sie dem Gemeinwohl im Wege steht», «Formen des Welthandels, auch wo sie das nackte Leben ganzer Völker gefährden, ... institutionelle Autorität, auch wo sie sich längst verschlissen hat»? Oder, mit anderen Worten: «mit dem geistigen Fundus ... aus dem letzten Aufguss des Liberalismus der Jahrhundertwende» weiterlaborieren?

Während Eppler hier angriffig mit einem Alt-Liberalismus abrechnet, der in Wahrheit zu einem Erzkonservativismus versteinert ist, ortet Dahrendorf die innovationsfeindliche Erstarrung derjenigen, «die sich dem Wandel widersetzen, ... weil sie ihre Interessen am ehesten realisieren können, wenn die Dinge bleiben, wie sie sind», in einer etwas anderen Gegend: die Bemerkung, dass «der Abstand zwischen einem Ruhe-und-Ordnung-Sozialismus und einem Konservativismus mit sozialem Gewissen ... nicht sehr gross» sei, deutet darauf hin. Das ändert aber nichts daran, dass beide die *Qualität* des politischen Gegners ähnlich sehen: was für Dahrendorf die Kategorien «Expansionsgesellschaft» und «Meliorationsgesellschaft», sind für Eppler die «Struktur-» und die «Wertkonservativen».

«*Meliorationsgesellschaft*» und «*Wertkonservative*»: dies sind demnach die politischen Kräfte, mit denen die Zukunft aufgebaut werden könnte; mit denen also, die fragen, «*was für die Menschen welchen Wert*» hat, und die daraus «soziale Indikatoren» ableiten und «daran die Nützlichkeit wirtschaftlichen Wachstums» messen. Die Definition erscheint plausibel. Und doch stellen sich Zweifel ein: Lässt sich immer zweifelsfrei feststellen, was «reine» Struktur, was «reine» Wertbewahrung ist? Sind «Expansion» (zielgerichtete) und «Me-

lioration» derart eindeutige Gegensätze, brauchbar, um konträre politische Richtungen zu kennzeichnen? Sind diese neuen Abgrenzungsversuche primär deshalb entstanden, um den beiden Autoren die Identifikation zu erleichtern? Etwas merkwürdig mutet schon an, dass nun plötzlich alles – von Extremisten zur Linken und Rechten abgesehen – mit dem Begriff «konservativ» abgedeckt werden kann. Einige Fragen bleiben hier noch offen.

Jedenfalls: Dahrendorf wie Eppler zählen sich beide zu den «Wertkonservativen» – beide treffen sich in ihrer Abneigung gegen den heute modischen Pragmatismus der «Macher», «der Ideologie von der Ideologielosigkeit», der «neuen Liebe zum Kurzfristigen»; für beide spielen, als zu bewahrende Grundwerte, die Begriffe Freiheit, Gerechtigkeit, auch – in einem relativierten Sinne – Gleichheit, eine zentrale Rolle.

Fazit: Was hier vorgelegt wird, sind nicht Handbücher für den «modernen Liberalen» und für den «modernen Sozialdemokraten» – etwa unter dem Motto: Wie rette ich den Liberalismus bzw. den Sozialismus ins nächste Jahrhundert? Oder sind sie es – in einem neuen Sinne – doch? Vielleicht für diejenigen aller politischen Lager, die sich nicht an Dogmen klammern, sondern denen an Werten gelegen ist, die für ein menschenwürdiges Dasein – auch unter künftigen, härteren Bedingungen – unverzichtbar sind.

Theo Kunz

<sup>1</sup> Ralf Dahrendorf, *Die neue Freiheit, Überleben und Gerechtigkeit in einer veränderten Welt*, Piper, München 1975. – <sup>2</sup> Erhard Eppler, *Ende oder Wende, Von der Machbarkeit des Notwendigen*, Kohlhammer, Stuttgart 1975.



## AUFKLÄRUNG ÜBER DIE INTELLIGENZ

Was wissen die Forscher über unsere angeborenen geistigen Fähigkeiten? Der Zoologe *Ernst Hadorn*<sup>1</sup> warnt vor Schulreformbestrebungen, die die «naturgesetzlichen Tatsachen einer Vererbung von Richtungen und Graden der Begabung» nicht berücksichtigen, und meint, keine Ausbildungsstruktur entscheide darüber, ob einer zum Fachidioten wird. «Viel entscheidender scheint die genotypisch programmierte Veranlagung.»

Und wie steht es mit der ungleichmässigen Verteilung der Intelligenz zwischen den Rassen? Nichts ist damit, sagt der Evolutionsforscher *George G. Simpson*<sup>2</sup> – signifikante Rassenunterschiede in der Intelligenz seien nicht festzustellen und auch nicht zu erwarten.

Weniger sicher ist der Edinburger Genetiker *Geoffry Beale*<sup>3</sup>, der warnt: «Genetische Analyse von ständig veränderten Merkmalen wie dem IQ (dem messbaren Intelligenzquotienten) ist komplex und schwierig.» Man solle weiter forschen, jedoch die Ergebnisse «mit äusserster Vorsicht publizieren». Warum diese Vorsicht? Es könnte eben doch zur Erkenntnis ungleicher Anlagen kommen – und aus amerikanischen, englischen, zum Teil handgreiflichen Polemiken weiss man, wie brisant ein solches Resultat wirken kann.

So kommt die Frage nach der Intelligenz, der Begabung als «Anlage» oder als Ergebnis der sozialen Umgebung in den verschiedensten grundsätzlichen und praktischen Zusammenhängen immerfort ins Gespräch. Auch dem Laien ist klar, dass Gleichberechtigung nicht Gleichveranlagung bedeutet und die sozialistische Losung «Jeder nach seinen Fähigkeiten...» die angeborene Un-

gleichheit der Fähigkeiten für selbstverständlich nimmt. Doch da beginnen erst die Fragen. Es ist *Dieter E. Zimmer*<sup>4</sup> zu danken, dass er unter dem Titel «Der Streit um die Intelligenz» die wissenschaftlichen, sozialen, politischen Aspekte dieses Themas so darstellt, dass wir nach der Lektüre seiner Schrift eigentlich erst wissen, worüber wir da reden – und warum noch kein Konsens der Wissenschaft besteht.

Um zwischen ererbter und erworbener Intelligenz zu unterscheiden, muss zunächst Intelligenz messbar sein, besser gesagt testbar –, und irgendeine der zahllosen Einführungen in die Technik des Testens und Anleitungen zum Selbsttesten hat wohl schon jeder in der Hand gehabt.

Dann ist an die Auswirkungen zu denken. Ist es besser, genau zu wissen, oder nicht so genau zu wissen? Wenn die angeborenen Unterschiede an geistigen Anlagen im sozial egalitären Staat desto deutlicher hervortreten – heisst das nicht, dass der einzelne, der seine Unterlegenheit bisher den ungünstigen Umständen zuschreiben konnte, sich sagen muss: Ich bin eben dumm geboren, und dass diese naturgegebene Ungleichheit ihn härter trifft als bisher die soziale Ungleichheit? Die kann auch Herausforderung sein, jene ist Schicksal.

Nun gibt es unter den vielen Arten der Intelligenz zwei deutlich unterschiedene: jene, die sich mit Begabung zu Erfolg und Aufstieg, mit Lebenstüchtigkeit verbindet und sich bekanntlich nicht aus der Leistung in der Schule voraussehen lässt, und zweitens jene, die ihrem Träger selber unbequem sein kann, nämlich die Fähigkeit, neue Einsichten zu erringen, schöpferisch und unabhängig



zu denken. Die ist nach manchen Forschern bei vier Prozent der Menschen zu finden. Mit ihr kann einer sowohl Nobelpreisträger wie Paria werden – und die Besitzer der angepassten praktischen Intelligenz pflegen keinen Neid gegenüber dieser Minderheit zu verspüren. Sonst spräche man nicht so oft von «überzüchteten Intellektuellen».

Wie man sogar diese verschiedenen Arten von Intelligenz testen kann, wie man versucht, den Einfluss der Veranlagung und den der Umgebung zu ermitteln, und welche Polemiken und Krisen sich aus diesem neuen Gebiet der Forschung entwickelt haben – darüber gibt Dieter E. Zimmer Auskunft, und zwar in einem durchsichtigen Deutsch, an das uns die «aufklärenden» deutschen Taschenbücher der letzten Jahre nicht gewöhnt haben.

«Aufklärung» heisst in diesem Fall nicht nur Vermittlung von Information. Wir verstehen auch – was unsere Zitate

zu Anfang schon deutlich machten –, dass die Wissenschaftler nicht nur Erkenntnisse, sondern auch Meinungen haben, die sie in populären Schriften gerne als Gewissheiten formulieren, die es aber nicht sind. Wir werden also nicht nur über die Intelligenz als Anlage unterrichtet, sondern gleichzeitig in ihren Gebrauch eingeübt. Ob klug oder nicht so klug geboren – nach dieser Lektüre sind wir jedenfalls ein wenig klüger.

*François Bondy*

<sup>1</sup> Ringvorlesung der ETH in «interdisziplinär», Philosophie Aktuell 2, Schwabe und Co., Basel-Stuttgart 1974. – <sup>2</sup> George G. Simpson, Biologie und Mensch, Suhrkamp-Taschenbuch, Frankfurt 1972 (Seite 136). – <sup>3</sup> Geoffrey Beale, in: The social impact of modern biology, hg. von Watson Fuller, Routledge and Kegan Paul, London 1971. – <sup>4</sup> Reihe Hanser, 1975.

## HINWEISE

### *Wettbewerb und Freihandel*

Schon bevor im Juni dieses Jahres der «Fall Hoffmann-La Roche» dem Gemischten Ausschuss Schweiz-EWG vorgelegt wurde, war «Wettbewerb und Kartellrecht im Freihandelsabkommen Schweiz-EWG» für die Fachjuristen ein dankbares Thema. Ein 1974 von der *Handelskammer Deutschland-Schweiz* in Zürich herausgegebener Sammelband zeigt, dass eine Klärung der Rechtslage durch die Praxis notwendig ist. Die Beiträge namhafter Fachleute (wie *Leo Schürmann* oder *Silvio Arioli*, Chef des Rechtsdienstes der Handelsabtei-

lung des EVD) kreisen alle um die Frage, ob das Freihandelsabkommen von 1972 eine Verschärfung des schweizerischen Kartellrechtes mit sich bringen werde. Mit dem Abkommen unvereinbar sind die «Verhinderung, Einschränkung oder Verfälschung des Wettbewerbs» durch Vereinbarungen zwischen Unternehmen sowie der Missbrauch einer marktbeherrschenden Stellung durch ein oder mehrere Unternehmen. Es ist fraglich, ob das Schweizerische Kartellgesetz ausreicht, um diese an das EWG-interne Recht angelehnten Vorschriften gegenüber Schweizer Firmen durchzusetzen. Gerade im

Fall Hoffmann-La Roche geht es nicht um ein Kartell, sondern darum, dass – nach EWG-Ansicht – die den Vitaminmarkt beherrschende Firma durch Treueprämien und exklusive Lieferverträge die Konkurrenz behindert hat. Da die Firma ihre Verträge bereits geändert hat, wird die Anrufung des Gemischten Ausschusses durch die EWG möglicherweise ohne Folgen bleiben. Aus den juristischen Kommentaren zum Freihandelsabkommen geht aber hervor, dass die Schweiz in einem ähnlichen Fall wahrscheinlich die über das Kartellgesetz hinausgehenden Regeln des Abkommens direkt anwenden müsste. Sie könnte dabei zwar eine größere Auslegung als im EWG-internen Recht vertreten; rechtlich unzulässig wäre es aber, ohne jede Anstrengung darauf zu warten, ob die EWG von der Schutzklausel Gebrauch macht (bei Ausbleiben einer Einigung kann die verletzte Partei namentlich Zollzugeständnisse rückgängig machen). Laut Bundesrat sind die Schutzklauseln «in einem gewissen Sinn als Preis für die Eigenständigkeit zu betrachten, die wir uns vorbehalten wollten». Die Wettbewerbsregeln sind aber nach Arioli «nicht blosse Voraussetzungen für Schutzmassnahmen, sondern sie stellen Ziele dar, deren Verwirklichung die Vertragsparteien mit dem Vertrag anstreben». Dass sich daraus Weiterungen auf andere Rechtsbereiche ergeben könnten, ahnten die Kommentatoren offenbar nicht voraus, der Fall Hoffmann-La Roche aber liefert ein Bei-

spiel: es hat bei der EWG zumindest Befremden ausgelöst, dass ihr Informant – ein ehemaliger Hoffmann-Roche-Angestellter – in der Schweiz wegen wirtschaftlichen Nachrichtendienstes verfolgt wird.

D. G.

### «Die Bilanz der Moderne»

«Die Bilanz der Moderne» von *Samuel Lublinski* ist 1904 zum erstenmal erschienen, der Versuch eines Literaten, aus unmittelbarer Zeitgenossenschaft heraus darzustellen, worin sich die «Moderne» vom Vorangegangenen unterscheidet. Es war die Zeit des ausgehenden Naturalismus, und Lublinski hatte nicht nur vor, das Abgeschlossene kritisch zu überblicken, sondern zugleich «Werde-Zustände» herauszuarbeiten und also künftige Entwicklungen zu erkennen. Seine Methode ist dabei revolutionär: sie kombiniert Gesellschaft und Literatur, ist mithin ein frühes Beispiel literatursoziologischer Kritik. Das Werk selbst wie auch seine Aufnahme in der literarischen Welt sind Marksteine in der Entwicklung der neueren deutschen Literatur sowie der Literaturbetrachtung. Gotthart Wunberg hat es in der Reihe «Deutsche Texte» (dt) des Verlages Max Niemeyer (Tübingen) auch typographisch getreu nach der Erstausgabe von 1904 herausgegeben und mit einem instruktiven Nachwort versehen.